

Objektiv und unabhängig, aber auch wirksam für das Gemeinwohl. Vertrauen im Kontext öffentlicher Erwartungen an Wissenschaft

Rainer Bromme

Der Begriff des Vertrauens beschreibt die Erwartung von Vertrauensgeber:innen an Vertrauensnehmer:innen, dass diese die Bereitschaft und die Fähigkeit zu Handlungen haben, die im Interesse der Vertrauensgeber:innen liegen. Im Zusammenhang mit Wissenschaft betrifft die Erwartung die Bereitstellung von *wahrem* und relevantem Wissen, also von Wissen, das zumindest in dem Sinne *wahr* ist, dass es zur Orientierung über den Zustand der Welt (beziehungsweise des für die Vertrauensgeber:innen relevanten Ausschnittes davon) und zur Lösung von Problemen/Erreichung von Zielen der Vertrauensgeber:innen beitragen kann. Ein Beispiel dazu: Während der COVID Pandemie war es für viele Bürger:innen praktisch wichtig zu wissen, ob das konsequente Tragen einer Maske die Ansteckungsgefahr für sich selbst und für andere so erheblich verringert, dass man die damit verbundenen Belastungen auf sich nehmen sollte. Zu dieser Problemstellung gab es unterschiedliche Stimmen. Nehmen wir an, eine Bürgerin hört dazu von zwei Wissenschaftler:innen unterschiedliche Stellungnahmen. Wem wird sie glauben?

Dies hängt zuerst davon ab, wie gut die vorgebrachten Argumente mit den eigenen Meinungen und dem bereits vorhandenen Wissen zur jeweiligen Frage zusammenpassen (Brashier/Marsh 2020). Radrizziani et al. (2023) berichten aus einer umfangreichen Studie in Großbritannien, dass die Erfahrungen der COVID Pandemie zu einer Verstärkung vorhandenen Vertrauens, aber auch Misstrauens geführt haben. Diese Erfahrungen haben also die bereits vor der Pandemie vorhandenen Einstellungen zur Wissenschaft verstärkt, jedoch nicht in der Richtung verändert.

Nicht immer hat man bereits eine eigene Meinung und Vorkenntnisse zu einer Problemstellung, bei der man auf wissenschaftliche Expertise angewiesen ist. Oder der bereits vorhandenen Meinung wird durch die Aussagen der Wissenschaftler:innen widersprochen. Dann stellt sich die Frage, wem der beiden Wissenschaftler:innen man vertrauen kann? Wie beantworten Bürger:innen diese Frage?

Eigenschaften vertrauenswürdiger Wissenschaftler:innen

Welche Merkmale/Eigenschaften von Wissenschaftler:innen beziehungsweise allgemein von Wissenschaft sind für das Vertrauensurteil relevant? Dazu gibt es sowohl aus repräsentativen Umfragen als auch aus experimentellen Studien umfangreiche Evidenz; die Aufzählung in den nächsten beiden Absätzen folgt der Darstellung in Bromme (2024).

In der Vertrauensforschung wird zwischen *Kompetenz*, *Wohlwollen* und *Integrität* unterschieden (Mayer/Davis/Schoorman 1995). Die Bedeutung dieser Dimensionen konnten auch für das Vertrauen in Wissenschaftler:innen empirisch gezeigt werden (Hendriks/Kienhues/Bromme 2015; Reif/Günther 2021).

- Kompetenz (expertise): Wissenschaftler:innen haben Fähigkeiten und Erfahrungen zur Erkenntnisgewinnung und Problemlösung;
- Integrität (integrity): Wissenschaftler:innen halten sich an begründete Regeln der Wahrheitssuche;
- Wohlwollen (benevolence): Wissenschaftler:innen haben den Nutzen für andere (die Öffentlichkeit) bei ihrer Arbeit im Blick.
- Dazu kommt Offenheit (openness), die Bereitschaft, das eigene Wissen an Nicht-Expert:innen weiterzugeben, aber auch zuzuhören (Besley/Lee/Pressgrove 2021).

Diese Dimensionen korrelieren zwar meistens recht hoch, sind jedoch unterschiedliche Teilespekte von Vertrauen. Welche dieser Dimensionen sind am wichtigsten für das allgemeine Urteil der Vertrauenswürdigkeit? Unterschiedliche Studien kommen dazu zu weitgehend übereinstimmenden Ergebnissen:

Besley und Tiffany (2023) finden bei der Reanalyse von Surveydaten Hinweise darauf, dass häufig (aber nicht in allen Studien, die sie re-analysiert haben) die Wahrnehmung von *Kompetenz* den stärksten Effekt auf Vertrauen hat. Auch das Themengebiet, um das es in der Wissenschaftskommunikation gerade geht, sowie die Wissenschaftsdisziplin sind wichtig. Gligoric, van Kleef und Rutjens (2024) analysieren den Effekt der Zuschreibung von prosozialen Eigenschaften wie *Moral* und *Wärme* sowie von *Kompetenz* und *Durchsetzungsfähigkeit* auf die Vertrauenswürdigkeit von Wissenschaftler:innen aus 45 unterschiedlichen Disziplinen (von Anthropologie bis Zoologie). Die größte Rolle spielt dabei die wahrgenommene *Moral* für die Vertrauenswürdigkeit, gefolgt von Kompetenz. Die Variable *Moral* in dieser Studie kann man als Indikator für *Wohlwollen*, eine der drei Dimensionen des Vertrauensmodells von Mayer, Davis und Schoorman (1995), betrachten. *Kompetenz* ist in der Studie von Gligoric, van Kleef und Rutjens (2024) für das Vertrauen in allen Fächern in gleichem Ausmaß wichtig, während die Wahrnehmung der Wissenschaftler:innen als moralisch vor allem dann wichtig ist, wenn es um

Fachgebiete geht, die für gesellschaftlich umstrittene Themen (Klimawandel und Impfen) stehen. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die hier skizzierten Befunde aus Erhebungen in den USA stammen, in denen diese Themen deutlich polarisierter diskutiert werden als hierzulande.

Auch Seyd et al. (2024) zeigen durch Surveydaten aus den USA und Großbritannien zum Wissenschaftsvertrauen im Kontext der COVID Pandemie, dass die wahrgenommene *Kompetenz* die wichtigste Bedingung für Vertrauen in Wissenschaftler:innen ist, gefolgt von *Wohlwollen* und *Integrität*; diese beiden Merkmale haben aber ebenfalls noch starke Effekte auf das Vertrauensurteil. Ein Aspekt von *Integrität* ist der Umgang mit eigenen Fehlern (so auch Hendriks/Kienhues/Bromme 2016). Es macht einen Unterschied von 12 % im Ausmaß des Vertrauens aus, ob Wissenschaftler:innen ihre Fehler einräumen. Seyd et al. haben auch Items ausgewertet, die man als Ausdifferenzierung der von Besley, Lee und Pressgrove (2021) gefundenen Dimension *Offenheit* betrachten kann. Es gibt eine Erwartung an Wissenschaftler:innen, dass sie um die Situation von Bürger:innen wissen und gesellschaftlich relevante Themen bearbeiten: »A scientist presented as representative (‘in touch with everyday life and people like yourself’) attracts a 14 percentage-point higher level of trust than a scientist presented as unrepresentative (‘not in touch’ with everyday life and people)« (Seyd et al. 2024: 7). Wenn Wissenschaftler:innen ihre Empfehlungen (im Kontext von COVID) unabhängig von politischen Einflüssen machen (*considers evidence alone and does not adjust decisions*) hängt auch das signifikant mit dem Ausmaß an Vertrauen zusammen.

Die Bedeutung politischer Neutralität

Die politische Unabhängigkeit beziehungsweise sogar Neutralität ist eine wichtige Voraussetzung für Wissenschaftsvertrauen. Das zeigt sich vor allem in gesellschaftlichen Kontexten, in denen Fragen mit Wissenschaftsbezug sehr kontrovers und gespalten nach politischer Orientierung verhandelt werden, wie Alabrese, Capozza und Garg (2024) für die USA zeigen. Sie haben zuerst analysiert, ob sich Wissenschaftler:innen auf X (früher: Twitter) zu politischen Fragen (Klimawandel, Rassismus, Abtreibung, Einkommensungleichheit) äußern. Sie identifizierten zwischen 2016 und 2022 fast 116 Millionen derartiger Tweets und analysierten dann in einem Experiment, wie sich solche Twitter-Beiträge auf die von Bürger:innen wahrgenommene Glaubwürdigkeit auswirken (in einer repräsentativen online Stichprobe in den USA).

Die Twitter-Beiträge hatten zwar einen mehr oder weniger deutlichen Wissenschaftsbezug, aber sie sind in der Experimentalgruppe als politische Aussagen erkennbar. Eine weitere experimentelle Variation bestand in der expliziten Kennzeichnung der politischen Orientierung (*strongly democrat*, *moderately democrat*,

strongly republican, und so weiter) der Wissenschaftler:innen, die sich auf X äußern. Es zeigte sich ein linearer negativer Zusammenhang: Je stärker die politische Positionierung (sowohl in der Personenbeschreibung als auch in dem Inhalt des Twitter-Beitrags erkennbar) ausgeprägt war, umso geringer wurde die Glaubwürdigkeit eingeschätzt und umso geringer war auch die Bereitschaft, einen weiteren Text (*opinion piece*) der Wissenschaftler:innen zu lesen. Dabei war das Ausmaß dieser negativen Einschätzung des politischen Engagements von der Übereinstimmung mit der eigenen Positionierung abhängig, und dies war stärker bei den Anhängern der Republikaner als bei denen der Demokraten ausgeprägt.¹

Insgesamt aber betrafen die Unterschiede der Glaubwürdigkeit je nach der Übereinstimmung mit der eigenen politischen Orientierung der Bürger:innen das Ausmaß von *Glaubwürdigkeitsverlusten*, das heißt die größte Glaubwürdigkeit haben Wissenschaftler:innen, die als politisch neutral wahrgenommen werden.

Alabrese, Capozza und Garg (2024) haben auch eine (kleinere) online Stichprobe von Wissenschaftler:innen nach ihren Erwartungen zur Sicht von Bürger:innen befragt. Die befragten Wissenschaftler:innen vermuteten – zu Recht – nachteilige Effekte von politischem Engagement auf ihre Glaubwürdigkeit, jedoch überschätzten sie das Ausmaß dieser Effekte. Außerdem gaben sie an, dass sie es für angemessen (*appropriate*) halten, wenn sich Wissenschaftler:innen auch zu politischen Themen äußern, sofern diese Äußerungen sich auf Themen beziehen, die im Bereich der Expertise der jeweiligen Wissenschaftler:innen liegen.

Auch aus Deutschland gibt es Befunde, die zeigen, dass das Vertrauen in Wissenschaftler:innen und in ihre wissenschaftsbezogenen Aussagen größer war, wenn die Wissenschaftler:innen deutlich trennen zwischen ihrer Rolle als Produzenten von Evidenz und einer politisch gesellschaftlich bestimmten Nutzung dieser Evidenz. In einer repräsentativen Studie haben Post und Zienzler (2024) konkrete wissenschaftliche Studienergebnisse (zum Beispiel zum Umgang mit COVID, zur Ansiedlung von Wölfen) und daraus abgeleitete politische Handlungsempfehlungen vorgelegt. Es wurden dann experimentell variiert, ob diese als unmittelbare Folgerung aus den Forschungsergebnissen oder aber als mögliche Handlungsempfehlungen, über die dann Politiker:innen entscheiden müssen, beschrieben werden. Wenn Wissenschaftler:innen klar zwischen wissenschaftlicher Evidenz und praktischer Empfehlung unterschieden, wurde ihnen und auch ihren Forschungsergebnissen mehr vertraut, als wenn sie die Rollen als Produzent:in wissenschaftlichen Wissens

1 Dieses Ergebnis wird auch von Altenmüller, Wingen und Schulte (2024) gestützt. Sie berichten aus mehreren Studien, die sie online in den USA und einer die sie in Deutschland durchführten, dass das Vertrauen von Bürger:innen in Wissenschaftler von der Ähnlichkeit der eigenen politischen Orientierung (links oder rechts) mit der – vermuteten- Orientierung der Wissenschaftler:innen abhängt.

und als Berater:in vermischen. Dieser Effekt war besonders bei den Studienteilnehmer:innen ausgeprägt, deren Voreinstellungen im Widerspruch zu den Empfehlungen standen.

Das Wissenschaftsbarometer (eine jährliche repräsentative Umfrage zum Wissenschaftsvertrauen in Deutschland, in der einige Fragen wiederholt, andere variiert werden – weshalb wir hier auf Ergebnissen aus unterschiedlichen Jahren zurückgreifen) hat 2018 eine Liste von Merkmalen vorgelegt und gefragt, welche davon eine:n gute:n Wissenschaftler:in auszeichnen: *Viel wissen* (Zustimmung 81 %), *sich nicht von Interessen Dritter leiten lassen* (79 %), *an das Gemeinwohl denken* (77 %). Diese Fragen zielen auf die Erwartung, wie Wissenschaftler:innen sein sollten. Dem steht gegenüber, dass nur 40 % der Aussage zustimmen: *Wissenschaftler arbeiten zum Wohl der Gesellschaft*.

Einerseits sollen Wissenschaftler:innen also unabhängig bleiben, andererseits sich aber auch bei konkreten gesellschaftlichen Fragen, für die wissenschaftliche Evidenz relevant ist, einmischen. Das zeigen die Antworten auf diese Fragen: »*Es ist richtig, dass Wissenschaftler sich öffentlich äußern, wenn politische Entscheidungen Forschungsergebnisse nicht berücksichtigen*« (Zustimmung 2022: 79 %) aber auch: »*Es ist nicht Aufgabe von Wissenschaftlern sich in die Politik einzumischen*« (Zustimmung 2022: 50 %). In der Gruppe, die der ersten Aussage zustimmt, bejahen auch 60 % die zweite. Darin ist das auch das von Post und Bienzeisler (2024, siehe auch Pielke 2007) beschriebene Bild von Wissenschaftler:innen als *ehrliche Makler:innen* wissenschaftlichen Wissens erkennbar.

Wie sind diese Erwartungen gleichzeitig zu erfüllen? Das Schlüsselkonzept dafür ist die Orientierung am Gemeinwohl. Die oben angeführten Daten aus Befragungen zeigen, dass Neutralität oder Objektivität dann nicht als Widerspruch zu einer Orientierung an Zielen wahrgenommen werden, wenn es dabei *um Gemeinwohl* als Ziel geht.

Die Gemeinwohlorientierung ist eine Norm, die vor allem dann relevant wird, wenn man Anhaltspunkte dafür hat, dass sie nicht erfüllt wird. Das zeigen die Unterschiede bei den Gründen für das Vertrauen und den Gründen für Misstrauen gegenüber Wissenschaft und Wissenschaftler:innen. Das Wissenschaftsbarometer zeigt dazu ein – über die Jahre hinweg – stabiles Ergebnismuster: Für das Urteil über Vertrauen hat *Kompetenz* das höchste Gewicht, gefolgt von *Integrität* und dann, mit großem Abstand, *Wohlwollen* (im Interesse der Öffentlichkeit forschen). Für das Urteil über Misstrauen ist das Ergebnismuster umgekehrt, mit *Wohlwollen* (weil Wissenschaftler stark abhängig von ihren Geldgebern sind) als dem wichtigsten Grund und einem erheblichen Abstand zu dem Mangel an *Kompetenz* (häufig Fehler machen).

Damit kann hier zusammenfassend festgehalten werden: Das Vertrauen in Wissenschaftler:innen und ihre wissenschaftsbezogenen Aussagen hängt sowohl davon ab, wie sehr sich das jeweils Gesagte mit der bereits vorhandenen Position

deckt als auch von der Übereinstimmung zwischen der vermuteten politischen Orientierung der Wissenschaftler:innen mit der der Bürger:innen (als Vertrauensgeber:innen). Am größten ist jedoch das Vertrauen, wenn die Position und die politische Orientierung der Wissenschaftler:innen als neutral wahrgenommen werden. Zugleich aber gibt es die Erwartung einer (gesellschaftlichen) nützlichen Wirkung des wissenschaftlichen Wissens, und eines Bemühens darum, dass das Wissen, das die Wissenschaft produziert, auch genutzt wird. Pointiert gesagt: Die Wissenschaftler:innen sollen also möglichst weit entfernt bleiben von den Niederungen politischer Auseinandersetzungen zu gesellschaftlichen Problemlagen, zugleich aber durch ihr Wissen zur Bewältigung dieser Problemlagen beitragen. Dafür wiederum ist es erforderlich, dass sie sich am Gemeinwohl orientieren.

Objektivität als Bedingung von Vertrauen?

Wie können Wissenschaftler:innen mit diesen unterschiedlichen und teilweise gegenläufigen Erwartungen so umgehen, dass sie das Vertrauen in Wissenschaft erhalten oder befördern? Dafür ist es hilfreich, zuerst diese Frage zu beantworten: Warum eigentlich wird Unabhängigkeit und Neutralität als die wichtigste Bedingung für Vertrauen in Wissenschaft angenommen? Es handelt sich, wie die oben angeführten Befunde nahelegen, um ein Kernstück der Alltagstheorie davon, was gute Forschung ausmacht. Die Antwort ist – auf den ersten Blick – offensichtlich. Es geht um die Sicherstellung von persönlicher *Objektivität* im Forschungsprozess und diese wiederum wird verstanden als Verhinderung oder Verminderung von Verzerrungen, die sich dadurch ergeben, dass im Forschungsprozess an vielfältigen Stellen Entscheidungen durch die Forschenden getroffen werden müssen. Diese Vorstellung von Objektivität ist eng verbunden mit der Norm des *Universalismus*. Die Geltungsansprüche wissenschaftlicher Aussagen müssen unabhängig von personalen oder sozialen Eigenschaften der Akteur:innen der Forschung, die diese Geltungsansprüche formulieren, begründet werden (Weingart 2010, der sich wiederum auf den Wissenschaftssoziologen Robert Merton bezieht). Dies umfasst auch die Idee der Wertfreiheit des Forschungsprozesses.

Allerdings hat die wissenschaftstheoretische wie auch wissenschaftssoziologische Forschung gezeigt, dass dieses Ideal der Wertfreiheit unrealistisch ist. Bezüglich der Auswahl von Forschungsthemen ist es unmittelbar klar und auch nicht umstritten, dass Wertentscheidungen getroffen werden müssen. Forschung ist ressourcenaufwändig und es ist auch eine Wertentscheidung, wofür diese Ressourcen aufgewendet werden. Auch bei der Entscheidung über die Nutzung von Forschungsergebnissen ist offensichtlich, dass Werte eine Rolle spielen. Im Zusammenhang mit der Diskussion um die Möglichkeit der Objektivität ist aber vor allem wichtig, dass auch *innerhalb* der eigentlichen Forschungsarbeit selbst

Wertentscheidungen getroffen werden. Das wichtigste Argument dazu betrifft das sogenannte induktive Risiko. In einem empirischen Forschungsprozess muss man beim Testen empirischer Hypothesen Vorkehrungen dagegen treffen, eigentlich falsche Hypothesen irrtümlich nicht zurückzuweisen. Dazu werden statistische Parameter als Entscheidungsgrundlage festgelegt und dabei gibt es einen Spielraum. Diese Wertentscheidung kann durchaus praktische Auswirkungen haben, wie sich in der COVID Pandemie gezeigt hat.

In wissenschaftstheoretischen Ansätzen der *social epistemology* (Douglas 2021; Longino 1990; 2001) wird deshalb vorgeschlagen, die Konzeption von *Objektivität* als normative Leitvorstellung für wissenschaftliches Arbeiten ganz aufzugeben. »As Longino (1990; 2001) has stressed, we cannot ensure that the background assumptions we base our research on are value-free, and research without background assumptions is impossible. So the value-free ideal is unattainable« (Koskinen 2020: 1190).

Integrität als Leitkonzept

Die dennoch notwendigen normativen Prinzipien zur Erzeugung belastbarer Forschungsergebnisse sollten stattdessen unter dem Begriff der wissenschaftlichen *Integrität* zusammengefasst werden (Brown 2020). Forscher:innen sind dann integer, wenn sie es zu vermeiden suchen, dass ihre Werte einen Einfluss nehmen auf den Prozess der Wissensproduktion, und damit auch das produzierte Wissen. Dieses Ziel wird erreicht, indem man sich an dem jeweiligen Kanon an Methoden einer Disziplin orientiert. Diese haben genau den Zweck, subjektive Effekte zu vermindern. Integer und damit vertrauenswürdig ist also nicht, wer (vermeintlich) keine Werte hat, sondern wer möglichst zu vermeiden sucht, dass diese ihre oder seine Forschungsergebnisse beeinflussen.

Diese Einhaltung der Norm der Integrität ist also aus epistemischen Gründen notwendig. Nur so lassen sich belastbare (*reliable*; Koskinen 2020) Ergebnisse erzielen. Sie ist auch dann notwendig, wenn Wissenschaftler:innen in ihrer Forschungsarbeit dazu beitragen wollen, bestimmte gesellschaftliche Ziele zu erreichen, zum Beispiel den Klimawandel aufzuhalten. Dies gilt gleichermaßen, wenn sie – nach ihrem Selbstverständnis – nur wissenschaftliches Wissen als Grundlage für Entscheidungen liefern wollen, die andere Akteure (Politik) treffen oder wenn sie selbst aktiv werden wollen.

Ein Beispiel für die letztgenannte Position formulieren Capstik et al. (eine Gruppe von Sozialwissenschaftler:innen, die zum Klimawandel forschen) in *Nature Climate Change*: »Time is short to secure a liveable and sustainable future; yet, inaction from governments, industry and civil society is setting the course for 3.2 °C of warming, with all the cascading and catastrophic consequences that this implies. In

this context, when does civil disobedience by scientists become justified?» (Capstik et al. 2022: 773)

Manche Wissenschaftler:innen bezweifeln, dass eine Distanz von gesellschaftlich-politischen Diskussionen bei Problemstellungen, wie zum Beispiel dem Klimawandel praktisch überhaupt möglich ist. Sie vertreten das Konzept einer *transformativen Wissenschaft* (Schneidewind/Singer-Brodowski 2014). Dabei geschieht die Wissensproduktion bereits in Kooperation mit anderen gesellschaftlichen Akteuren und direkt in Bezug auf die gesellschaftliche Nutzung des Wissens (kritisch dazu: Grunwald 2015; Strohschneider 2014).

Der Begriff der *Integrität* ist also besser geeignet als die Begriffe *Objektivität* oder *Neutralität*, um eine Norm zu beschreiben, an der sich Wissenschaftler:innen orientieren sollten. *Integrität* ist notwendig, wie voranstehend bereits bemerkt, um belastbares Wissen zu erzeugen (epistemischer Grund) und um Vertrauen bei Kolleg:innen und bei Bürger:innen zu erhalten, sowohl Vertrauen in die Wissenschaftler:innen und das System der Wissenschaft wie auch in die Ergebnisse, also in die Gültigkeit wissenschaftlichen Wissens.

Der Begriff der *Integrität* wird hier also deshalb vorgeschlagen, weil er eine Haltung beschreibt, in der die Einhaltung der epistemischen Normen und die Orientierung an Werten und Zielen nicht in einen Widerspruch gerät, der zum Verlust an öffentlichem Vertrauen führt. Dafür ist aber erforderlich, dass die Wissenschaftler:innen beziehungsweise das Wissenschaftssystem an dem Ziel des *Gemeinwohls* statt an Partikularinteressen orientiert sind. *Integrität* ist ein normativer Begriff (er bezeichnet eine Zielgröße), aber, wie oben skizziert, setzt die wissenschaftliche Wissensproduktion immer auch Zielentscheidungen voraus. Salopp gesagt bestehen also Freiheitsgrade darin, welche Ziele man im Zuge der wissenschaftlichen Wissensproduktion verfolgt, aber nicht darin, ob man welche verfolgt.

Oben wurde bereits gezeigt, dass das öffentliche Vertrauen in Wissenschaft dann gefördert wird beziehungsweise erhalten bleibt, wenn zu den Zielen der Wissenschaftler:innen beziehungsweise des Systems Wissenschaft die Förderung des *Gemeinwohl* gehört. Dann sind auch die Erwartungen an Integrität und Engagement kein Widerspruch. Ob ein öffentlich sichtbares Engagement von Wissenschaftler:innen bei gesellschaftlichen Fragen zu Verlusten an Vertrauen führen ist davon abhängig was – aus der Perspektive der Bürger:innen – zum Gemeinwohl zählt. Zwar ist es einfach, allgemeine Ziele anzugeben, bei denen es unstrittig ist, dass sie zum Gemeinwohl gehören (Reduktion von Krankheitsrisiken, Ernährungssicherung, Reduktion des Klimawandels). Wenn diese Ziele aber konkret verfolgt werden, sind sie kleinteiliger und sie sind in der Regel nicht ohne Kosten zu erreichen. Damit geht auch einher, dass es politische, gesellschaftliche Auseinandersetzungen darüber gibt, was das *Gemeinwohl* ist. Der Klimawandel und die damit erforderlichen gesellschaftlichen Veränderungen liefern hier zahlreiche Beispiele.

Schlussfolgerungen für die Wissenschaftskommunikation

Wenn öffentliche Erwartungen an Wissenschaft (Neutralität und gesellschaftliche Wirkung zugleich) gegenläufig oder widersprüchlich sind, ist es notwendig diese Erwartungen direkt zu thematisieren. Dazu ist es hilfreich, wenn Wissenschaftler:innen um die oben kurz skizzierten *wissenschaftstheoretischen* Diskussionen über Objektivität und Wertfreiheit der Wissenschaft wissen. Diese wissenschaftstheoretischen Debatten beschreiben auf eine detailliertere Weise die gegenwärtigen Erwartungen. Sie zeigen auch, dass ein Ausblenden oder Absehen von gesellschaftlichen Werten und Zielen bei der wissenschaftlichen Arbeit unrealistisch ist.

Die Norm (und damit auch der Begriff) der Integrität kann aber auch zum Thema der Wissenschaftskommunikation werden, gerade in dem thematisiert wird, auf welche Weise Zielentscheidungen getroffen werden und welchen Bezug, die jeweils eigene Forschungsarbeit zu den gesellschaftlichen Erwartungen an Wissenschaft hat. Dies bedeutet nicht, dass konkrete Forschungsvorhaben und Fragestellungen sich jeweils konkreten, außerwissenschaftlichen Fragestellungen zuordnen lassen müssen. Auch Wissenschaftskommunikation zu solcher Grundlagenforschung, die keinen Beitrag zu konkreten, außerwissenschaftlichen Problemstellungen verspricht, kann zum Vertrauen in Wissenschaft beitragen. Gemeinwohlorientierung von Forschung bedeutet nicht (immer) das Versprechen konkreter Problemlösungen.

Nun ist die gesellschaftliche Auseinandersetzung dazu, was eigentlich das Gemeinwohl ist, keine im engeren Sinne wissenschaftliche Frage (natürlich kann man dazu wiederum forschen, aber darum geht es in diesem Zusammenhang nicht). Die Antworten dazu ergeben sich eher in gesellschaftlichen Diskursen, in der Akteure aus der Wissenschaft nur einige Stimmen in einem, manchmal dissonanten, Chor sind.

Umso mehr sollte *Gemeinwohl* ein Thema der Wissenschaftskommunikation sein. Dies schon deshalb, weil es als normatives Konzept notwendig ist, um die Frage nach dem Verhältnis von Integrität und Engagement zu diskutieren. In einem solchen Diskurs geht es dann allerdings nicht darum, einfach nur *aus* der Wissenschaft zu berichten. Stattdessen geht es für Wissenschaftler:innen darum, sich an diesem Diskurs *für* die Wissenschaft zu beteiligen. Das Konzept der *Gemeinwohlorientierung* ist also – metaphorisch gesprochen – eine Schnittstelle für Diskussionen zwischen Wissenschaft und Gesellschaft.

Literaturverzeichnis

- Alabrese, Eleonora/Capozza, Francesco/Garg, Prashant (2024): »Politicized Scientists: Credibility Cost of Political Expression on Twitter«, in: Working Paper 11254.
- Altenmüller, Marlene S./Wingen, Tobias/Schulte, Anna (2024): »Explaining Polarized Trust in Scientists: A Political Stereotype-Approach«, in: *Science Communication* 46(1), S. 92–115.
- Besley, John C./Lee, Nicole M./Pressgrove, Geah (2021): »Reassessing the Variables Used to Measure Public Perceptions of Scientists«, in: *Science Communication* 43(1), S. 3–32.
- Besley, John C./Tiffany, Leigh Anne (2023): »What are you assessing when you measure ‚trust‘ in scientists with a direct measure?«, in: *Public Understanding of Science* 32(6), S. 709–726.
- Brashier, Nadia M./Marsh, Elisabeth M. (2020): »Judging Truth«, in: *Annual Review of Psychology* 71(1), S. 499–515.
- Bromme, Rainer (2024): »Das Forschungsfeld Wissenschaftskommunikation«, in: Peer Pasternack/Gabi Reinmann/Christian Schneijderberg (Hg.), *Handbuch Hochschulforschung*, Baden-Baden: Nomos.
- Brown, Matthew J. (2020): »Is science really value free and objective? From objectivity to scientific integrity«, in: Kevin McCain/Kostas Kampourakis (Hg.), *What is scientific knowledge? An introduction to contemporary epistemology of science*, New York: Routledge, S. 226–241.
- Capstick, Stuart/Thierry, Aaron/Cox, Emily/Berglund, Oscar/Westlake, Steve/Steinberger, Julia K. (2022): »Civil disobedience by scientists helps press for urgent climate action«, in: *Nature Climate Change* 12(9), S. 773–774.
- Douglas, Heather (2021): *The Rightful Place of Science: Science, Values, and Democracy: The 2016 Descartes Lectures*, Tempe, AZ: Consortium for Science, Policy & Outcomes.
- Gligorić, Vukašin/van Kleef, Gerben A./Rutjens, Bastiaan T. (2024): »How social evaluations shape trust in 45 types of scientists«, in: *PLOS ONE* 19(4), e0299621.
- Grunwald, Armin (2015): »Transformative Wissenschaft – eine neue Ordnung im Wissenschaftsbetrieb?«, in: *GAIA – Ecological Perspectives for Science and Society* 24(1), S. 17–20.
- Hendriks, Friederike/Kienhues, Dorothe/Bromme, Rainer (2015): »Measuring laypeople’s trust in experts in a digital age: The Muenster Epistemic Trustworthiness Inventory (METI)«, in: *PLOS ONE* 10(10), e0139309.
- Hendriks, Friederike/Kienhues, Dorothe/Bromme, Rainer (2016): »Disclose your flaws! Admission positively affects the perceived trustworthiness of an expert science blogger«, in: *Studies in Communication Sciences* 16(2), S. 124–131.

- Koskinen, Inkeri (2020): »Defending a Risk Account of Scientific Objectivity«, *The British Journal for the Philosophy of Science* 71(4), S. 1187–1207.
- Longino, Helen E. (1990): *Science as social knowledge: Values and objectivity in scientific inquiry*, Princeton: Princeton University Press.
- Longino, Helen E. (2001): *The fate of knowledge*, Princeton,: Princeton University Press.
- Mayer, Roger C./Davis, James H./Schoorman, F. David (1995): »An integrative model of organizational trust«, in: *Academy of Management Review* 20(3), S. 709–734.
- Pielke Jr, Roger A. (2007): *The honest broker: Making sense of science in policy and politics*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Post, Senja/Bienzeisler, Nils (2024): »The honest broker versus the epistocrat: Attenuating distrust in science by disentangling science from politics«, in: *Political Communication* 41(5), S. 763–785.
- Radrizzani, Sofia/Fonseca, Cristina/Woppard, Alisonn/Pettitt, Jonathan/Hurst, Laurence D. (2023): »Both trust in, and polarization of trust in, relevant sciences have increased through the COVID-19 pandemic«, in: *PLOS ONE* 18(3), e0278169.
- Reif, Anne/Guenther, Lars (2021): »How representative surveys measure public (dis)trust in science: A systematisation and analysis of survey items and open-ended questions«, in: *Journal of Trust Research* 11(2), S. 94–118.
- Schneidewind, Uwe/Singer-Brodowski, Mandy (2014): *Transformative Wissenschaft. Klimawandel im deutschen Wissenschafts- und Hochschulsystem*, Marburg: Metropolis.
- Seyd, Ben/Hamm, Joseph A./Jennings, Will/McKay, Lawrence/Valgarðsson, Viktor/Anness, Meridith (2024): »Follow the science: Popular trust in scientific experts during the coronavirus pandemic«, in: *Public Understanding of Science*.
- Strohschneider, Peter (2014): »Zur Politik der Transformativen Wissenschaft«, in: André Brodocz/Dietrich Herrmann/Rainer Schmidt/Daniel Schulz/Julia Schulte Wessel (Hg.), *Die Verfassung des Politischen: Festschrift für Hans*, Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 175–192.
- Weingart, Peter (2010): »Ist das Wissenschafts-Ethos noch zu retten? Mertons Verhaltensregeln und die veränderten Bedingungen der Wissensproduktion«, in: *Schriftenreihen Gegenworte der BABW*, 2: *Lug und Trug in den Wissenschaften*, S. 13–17.
- WID Wissenschaft im Dialog. (2018): »Science Barometer 2018 – Brochure«, verfügbar über: https://www.wissenschaft-im-dialog.de/fileadmin/user_upload/Projekte/Wissenschaftsbarometer/Dokumente_18/Downloads_allgemein/Sciencebarometer2018_Brochure_web.pdf.

